

die Rote Flora, ein seit den späten Achtzigerjahren besetztes ehemaliges Theater. Die Aktivisten der Flora sind bundesweit für ihre linksradikalen Ansichten bekannt. Das ganze Viertel steht eher für linke Kultur. Es ist mir absolut unverständlich, weshalb der G-20-Gipfel auf dem Hamburger Messegelände an der Grenze zum Schanzenviertel stattfinden soll. Bereits im Vorfeld wird das von vielen Hamburgern als Provokation gesehen, und ich als Anwohnerin kann diese Kritik verstehen. Ich erkläre Marc, was hier stattfinden wird: gewaltbereite Chaoten, viele Tausend Polizisten, aller Voraussicht nach schwere Krawalle.

Bisher hat Marc mir auf Fragen zu seiner Herkunft und Vergangenheit kaum etwas verraten. Da kommt mir eine Idee. Gut möglich, sage ich, dass du in diesem Trubel in Schutzhaft genommen wirst. »Wenn ich dich hier nicht mehr finde, brauche ich deinen Nachnamen, um nach dir zu suchen.« Es klappt. Endlich erfahre ich seinen kompletten Namen. Zu Hause sitze ich fassungslos vor meinem Laptop. Ich habe Marc gegoogelt und eine offene Facebook-Timeline gefunden, der letzte Eintrag stammt von 2015. Die Zeitleiste zeigt ein Video: Marc als Sänger einer Punkband in Indonesien. Der Song heißt »Be Like Water«.

*We were put on this earth
To learn, watch, observe and brightly burn
Gimme the mic it's my turn
Risen from the dead
I return*

*Wir wurden auf diese Erde gesetzt
Um zu lernen, zu beobachten, zu entdecken und hell zu brennen
Gib mir das Mikrofon, ich bin an der Reihe
Auferstanden von den Toten
Kehre ich zurück*

*As I go so does my heart
I am here to stay not to depart
Make me a stronger person
Confident, firm and certain
Guided by the force
Live life with the source
Be free like an animal*

*Und wie ich das tue, tut es auch mein Herz
Ich bin hier, um zu bleiben, nicht um fortzugehen
Mach mich zu einer stärkeren Person
Selbstbewusst, fest und sicher
Geführt von der Kraft
Lebe das Leben mit dem Ursprung*

Frei wie ein Tier

*I forge my life on this anvil
Move forward never stand still
Immortal I can't be killed in the flash
But I live forever in the spirit – that can't be severed
Death is a part of life*

*Ich schmiede mein Leben auf diesem Amboss
Gehe vorwärts, stehe nie still
Unsterblich kann ich nicht vom Blitz getötet werden
Aber ich lebe für immer mit diesem Spirit – das ist nicht voneinander zu trennen
Der Tod ist Teil des Lebens*

*Live with yearning and appetite
When you fear you stop – you're acting right
There is no end there is an afterlife
I'm gonna dance tonight
Shake my body and sanctify
All my strength I amplify
I unfurl my wings and fly*

*Lebe mit Sehnsucht und Appetit
Wenn du Angst hast, halte an – du tust das Richtige
Es gibt kein Ende, es gibt ein Jenseits
Ich werde heute Abend tanzen
Meinen Körper durchschütteln und weihen
Meine ganze Kraft verstärke ich
Ich breite meine Flügel aus und fliege*

*Be like water
Still and violent
Be ferocious, soft and silent
Discard your fears
You don't need them
Be couragiest throughout the seasons
We were put here for reasons
Find them and you'll find freedom
Be like water
Cleanse and destroyed
Stay true to yourself and enjoy*

*Sei wie Wasser
Still und gewaltig*

*Sei wild, weich und leise
Wirf deine Ängste über Bord
Du brauchst sie nicht
Sei mutig zu jeder Zeit
Wir wurden aus guten Gründen hierhergebracht
Finde sie, und du wirst Freiheit finden
Sei wie Wasser
Reinige und zerstöre
Bleib dir treu und hab Spaß dabei*

Diesen Songtext hat Marc anscheinend zu einer Zeit geschrieben, in der er noch nicht so vollkommen in sich selbst zurückgezogen war. Aber möglicherweise hat er diese Einstellung verinnerlicht. Angstfrei erscheint er mir tatsächlich, zumindest in Bezug auf soziale und körperliche Sicherheit. Ob er wohl sein Leben auf dieser Wiese tatsächlich als »Freiheit« empfindet? Wenn er doch nur etwas gesprächiger wäre ...

Nach ein paar weiteren Klicks bei Facebook finde ich die Information, dass Marc in Namibia die deutsche Schule besuchte. Aber auch Posts mit Bildern von angsteinflößenden Außerirdischen, Zitate zum Thema Karma und Energie. Alles in allem wirkt die Timeline ähnlich verwirrend wie Marcs aktueller Zustand. Ein Freund hat Anfang 2015 Marcs Profilbild kommentiert: »Just give me a call, bro.«

Über den Facebook-Messenger schreibe ich ihn an und frage, woher er Marc kenne, und dass dieser momentan etwas Hilfe gebrauchen könne. Er antwortet umgehend: Es ist Marcs Bruder, der im Hamburger Stadtteil Ottensen wohnt. Er verspricht, mich nach der Arbeit anzurufen.

Später telefonieren wir, und ich erfahre, dass Marc seit zehn Jahren an einer schizophrenen Psychose erkrankt ist und zwei Klinikaufenthalte hinter sich hat. Zuletzt 2014 in einer geschlossenen Psychiatrie in Indonesien. Dort hatte man ihn eingewiesen, nachdem er wochenlang auf einem Platz mitten in Jakarta, nur in Unterhose bekleidet, herumgesessen hatte. Als er medikamentös gut eingestellt worden war, hatte ihn sein Bruder zu sich nach Hamburg geholt.

In den ersten Monaten sei das ganz gut gelaufen. Die Brüder gingen gemeinsam Pizza essen, hingen zusammen ab – »wie in einer ganz normalen WG unter Brüdern«, erzählt er. Doch dann nahm Marc seine Medikamente nicht mehr und war eines Tages plötzlich weg. Er muss anfangs noch mit dem Zug in Deutschland unterwegs gewesen sein, denn sein Vater bekam Anzeigen wegen Schwarzfahrens, Marc hatte wohl einfach dessen Personalien angegeben. 2015 verlor sich die Spur. Sein Bruder hat keine Ahnung davon, was Marc in den vergangenen beiden Jahren durchgemacht hat.

Der Bruder erzählt mir auch von früher, und immer mehr fügt sich das Puzzlebild von Marcs Leben zusammen. Als die beiden noch klein gewesen waren, war die Familie alle drei Jahre umgezogen. Der Vater, ein international tätiger deutscher Fleischereiexperte, war für die Qualitätssicherung von Großschlachtereien in Südafrika, Nigeria, Jakarta

und Iran verantwortlich gewesen. Ihm hätten diese Umzüge nichts ausgemacht, erzählt der Bruder. Aber Marc habe es jedes Mal gehasst, regelmäßig all seine Freunde zurückzulassen.

Er begegne ihm nun seit dem Frühjahr ab und zu in der Schanze. Doch sobald Marc ihn erkenne, drehe er sich um und verschwinde. In seinem psychotischen Zustand, sagt der Bruder, sehe er in ihm einen Feind, der ihn damals in Indonesien habe einweisen lassen. Im Übrigen sei es völlig egal, ob man Marc einweise oder nicht, er werde sich eh nicht bändigen lassen. Und irgendwann müsse er ja auch sein eigenes Leben leben. Auch die Mutter der beiden, erfahre ich, habe keinen Zugang mehr zu ihrem Sohn. Sie wohnt in Florida. Ihr nimmt es Marc übel, dass sie ihm in der Vergangenheit offenbar Medizin ins Essen gemischt hat.

Ich spüre die Resignation des Bruders. Ich kann ihn verstehen, es war bestimmt nicht leicht für die Familie. Trotzdem frage ich mich nach unserem Gespräch, ob ich meinen eigenen Bruder in diesem Zustand auf einer Hundewiese sitzen lassen würde? Könnte ich abends in Ruhe schlafen, wenn ich wüsste, dass er gleichzeitig hungrig und verdreckt ein paar Hundert Meter weiter im Regen auf einer Bank liegt?

Ich entscheide mich, auch Marcs Mutter anzuschreiben, deren Kontaktinformation ich ebenfalls bei Facebook finde. Auf Englisch schreibe ich ihr:

Hallo, mein Name ist Katja, ich bin neunundvierzig Jahre alt und lebe in Hamburg. Ich habe Marc kennengelernt und besuche ihn jeden Tag. Er spricht manchmal mit mir und hat mir seinen vollen Namen verraten. Gestern sprach ich mit seinem Bruder, weil Marc dringend Hilfe benötigt. Ich wäre sehr froh darüber, wenn wir in Kontakt kommen könnten. Marc kann in diesem Park nicht für immer bleiben. Ich bin auch eine Mutter. Meine Tochter ist jetzt vierzehn Jahre alt, aber ich würde gerne immer wissen, wie es ihr geht und welche Probleme sie hat. Egal in welchem Alter.

Auf diese Nachricht bekomme ich erst mal keine Antwort. Was mich wundert. Tatsächlich bin ich davon überzeugt, dass ich immer, wirklich immer für meine Tochter da sein werde. Ich kenne die Berichte über zerstörte Familien, die der Drogensucht oder psychischen Erkrankung der Kinder nichts mehr entgegenzusetzen hatten. Trotzdem: Würde man seinen Angehörigen auch bei einer immer wiederkehrenden Krebserkrankung im Stich lassen und darauf verweisen, dass man schließlich auch sein eigenes Leben leben müsse? Aber ich war bisher nie in einer so grenzwertigen Situation und kann mir kein Urteil erlauben.

Es ist jetzt Ende Juni, in einer Woche beginnt der G-20-Gipfel.

Manchmal frage ich Marc, ob er mit mir zum Kiosk um die Ecke kommen möchte.

»Such dir was zu trinken aus«, ermuntere ich ihn.

Aber er bleibt vor dem Laden stehen und sagt: »Such du was aus.« Also tue ich ihm den Gefallen, und er bedankt sich anschließend für das Getränk.

»Heute gehst du mit rein«, sage ich, als wir wieder einmal vor dem Kiosk stehen.

Es gefällt mir ganz und gar nicht, Marc wie einen Hund vor dem Laden warten zu

lassen. Bestimmt ist sein Geruch eine Zumutung, aber für einen kurzen Moment sollte das ein Kioskverkäufer verkraften können.

Marc huscht überraschend leichtfüßig in den Laden, greift zielsicher nach einer Dose Vitamalz im Kühlschrank, drückt sie mir in die Hand und fragt:

»Kann ich auch Chips haben?«

»Ja klar, nimm sie dir.«

Er drückt mir die Chipstüte in die Hand und fragt weiter: »Kaufst du mir auch einen Jägermeister?«

»Nein«, antworte ich in einem etwas übertrieben energischen Ton. »Natürlich kaufe ich dir keinen Alkohol.«

Marc nimmt das ohne erkennbare Reaktion hin, und ich überlege, weshalb mich seine Frage nach Alkohol gerade so aus dem Konzept gebracht hat. Er ist schließlich kein Kind mehr und hat anscheinend auch kein Alkoholproblem. Vielleicht ist es die unbewusste Angst davor, er könne jetzt auf seiner Bank auch noch zum Säufer werden. Schon mehrfach habe ich mich bei dem Gedanken erwischt, dass ich mich für einen der vielen schwer alkoholkranken Obdachlosen auf Hamburgs Straßen nicht so sehr engagieren könnte, wie ich das bei Marc tue. Wahrscheinlich aus dem Gefühl heraus, hier nichts bewirken zu können. Aber woher nehme ich die Energie für Marc? Glaube ich wirklich, eine Psychose lasse sich leichter beheben als ein Alkoholproblem?

Zurück auf der Wiese, reißt Marc die Chipstüte auf und beginnt zu essen. Die Chips spült er mit Malzbier runter und sitzt anschließend zufrieden im Gras, sein Bart und seine Jacke sind voller Krümel. Zumindest für einen kurzen Moment scheint er glücklich, und ich gehe gut gelaunt nach Hause.

Aber solche Momente sind selten, und in der Regel treffe ich Marc in seiner depressiven »Alles-egal-Stimmung« an. Wenn ich ihn dann frage, was er essen möchte, antwortet er jedes Mal, dass ich das doch aussuchen solle. Ich versuche immer wieder, ihn aus der Reserve zu locken:

»Gibt es denn nicht irgendetwas, was du besonders gerne magst?«

»Früher mochte ich gerne Mett«, presst er mühsam hervor. Diese Frage zu beantworten scheint ihm enorm schwerzufallen.

Endlich, er hat einen Wunsch geäußert! Fast schon glücklich, kaufe ich im Lidl gegenüber eine Zwiebelmettwurst und presse sie vor dem Supermarkt zwischen zwei Brötchenhälften. Eine ältere Dame hält mir eine Banane hin und erklärt mir, dass die gut sei bei so starkem Hunger. Als ich ihr sage, dass die Brötchen nicht für mich, sondern für einen Obdachlosen sind, drückt sie mir noch zwei Euro in die Hand. Ihre Geste rührt mich.

Immer wieder frage ich mich, weshalb ich all das eigentlich tue. Woher kommt diese Zuneigung zu einem stinkenden, offensichtlich psychisch kranken Menschen, der kaum spricht und keinerlei Emotionen zeigt? Der mich täglich abweist, wegschickt, sich nicht helfen lassen will? Diese Zurückweisung ist manchmal schwer zu ertragen, aber